Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 29 (1947)

Heft: 34

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

1591

Winterthur, 22. August 1947 | Erscheint jeden Freitag | 29. Jahrgang Nr. 34

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Eingahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fise A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12453
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 96

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 35 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften bei Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Frauen als Herrscherinnen?

Lange Jahrhunderte der Geschichte haben diese Frage, die immer wieder und mit dem Unterton mißtrauischen Bezweifelns gestellt wurde, längst beantwortet. Groß ist die Zahl der Frauen, die sich als ausgezeichnete Herrscherinnen bewiesen haben. Immer lassen besondere Umstände Frauen zur Macht gelangen, sei es das Fehlen männlicher Nachfolge, sei es das Versagen der Regierenden. Oft gilt es erst viele Gefahren zu bestehen, Unsicherheit, ja Verfolgung und Gefangenschaft bis ihnen ein endlicher Umschwung der Verhältnisse den Weg ebnet. In dieser Erprobung erstarken jene weiblichen Eigenschaften der vorausschauenden Geduld, des klugen Sich-Anpassens, oft benötigt unter dem Zwang der Umstände sich in berechnend verstellende Schlauheit zu wandeln. Da ihnen anfangs nichts die Macht zusichert, ihnen alles entgegensteht, müssen ihre Fähigkeiten ja besondere und dem tiefsten Bedürfnis der Zeit entsprechende sein. So zeigt das Emporkommen einiger der Größten unter ihnen viel ähnliche Züge.

Wieviele Namen des Altertums, der frühchristlichen Zeit, des Mittelalters, wo vor allem im Südfrankreich eine Art Gynaikokratie den Frauen die Erbfolge zuspricht, wo ein Alienor de Poitou, Gattin Ludwigs VII. von Frankreich, dann Heinrich II. von England, hervortritt. Selbstständig verwaltet sie ihr Herzogtum Aquitanien. Um 1400 hält die dänische Königin, die schwarze Margret, in ihren Händen die Herrschaft über die Länder Skandinaviens. Einige Jahrzehnte später waltet außerordentlich klug und tatkräftig im Alpenland Tirol die Herzogin Margarete, die Sagenhafte, Weise, Häßliche, deren Leben, nachdem es Undank und Unglück erfahren, im tragischem Verzicht verdämmert. Frauen stehen am Beginn eines Weltreiches und ihr Werk ist es, wenn das Land zu einem weltumspannend beherrschenden wird. Gewaltiges leistet Isabella, beinahe aus dem Nichts Spaniens neu erschaffend, unermüdlich in fanatischer Werktreue, doch in ihrem Glauben an jenseitige Ordnungen mischt sich verhängnisvolles Mißverständnis.

Nicht weniger groß ist Elisabeths Leistung, scheinbar zögernd, zäh und verschlossen wird sie nicht ruhen, bis England an erster Stelle steht, jener, die einst Spanien innehatte.

Um viele schafft die Macht eine Sphäre der Leere, mögen sie sie nun allein oder an der Seite eines Gatten ausüben. Es lebt in ihnen auch die schmerzliche Erfahrung, wie sie dem Herrschenden die erprobende Begegnung mit der Unberechenbarkeit menschlichen Wesens nicht erspart. Oft wächst die Sorge um Land und Volk aus persönlichem Verzicht, aus leidvoller Einsamkeit der Frau, wird zum hohen, alle kleinen und ichsüchtigen Wünsche weit zurücklassenden Erfülltsein. Denn allen Frauen, welche als Herrscherinnen bedeutend waren, ist dasselbe zu eigen: Volk und Land ist ihnen ein Lebendiges, darin ihr Blut, ihre Liebe strömt, dem ihre Sorge, ihre Arbeit gilt. Deshalb erlebt die Frau ihr Herrschertum nie als etwas Abstraktes, stets bleibt sie dem Land lebendig verbunden, das ein Teil ihrer selbst geworden, ihr Herz, ihre Sinne erfüllt. So erwartet ein Volk von der Regierung einer Frau eine Zeit des Gedeihens, des Friedens, der Sicherung des Bestehenden. Weniger geblendet von der Macht sind Frauen, weniger ihr verfallen, weil sie nie diesem Zusammenhang verlieren. Oft wissen sie sich und ihr Land im Schicksal auch besser zu bewahren. Selten werden sie, nur um eitler Machtgelüste willen Kriege entfesseln. Sind sie jedoch gezwungen, sich zu verteidigen, so zeigt die Geschichte, daß Frauen, die jedes Todesurteil durch langes Zaudern zu verhindern suchen, der äußersten, ja grausamen Entschlußkraft fähig sind, ihre männliche Umgebung weit übertreffen. Welch eine Anzahl kluger und tapferer Frauen weiß die Renaissance vorzuweisen. Bianca Maria Sforza, nicht minder groß und berühmt an der Seite ihres großen und berühmten Gatten, sie, die in dessen Abwesenheit die Regierungsgeschäfte übernimmt, die Verteidigung ihrer Herrschaft leitet, „die Seele der lombardischen Politik."

Ihre Enkelin, Catarina Sforza schafft, nachdem sie eines aufgezwungenen, verbrecherisch-unfähigen Gatten ledig, aus dem kleinen Forli, einen musterhaften Staat. In vielen kleinen Fürstentümern Italiens walten Frauen, die auch einer größeren Aufgabe jederzeit gewachsen sind.

Doch es gibt auch andere Herrscherinnen, hemmungslos willkürliche wie Johanna I. von Neapel, dunkle Erscheinungen, wie jene englische Maria mit dem Beinamen „die Blutige", in denen sich weibliches Element ins Negative kehrt, als törichte Intrigierlust, planloses Handeln, heimtückische Grausamkeit. Indessen beweisen sie nichts gegen die Frau als Herrscherin, sie stehen, die wenigen, neben den vielen unfähigen, der großen Aufgabe nicht gewachsener Männer. Denn diese Aufgabe gilt es ja vor allem als Mensch zu erfüllen, als ein der Menschheit Dienender, mit den besten Gaben seines ihm verliehenen Geschlechts.

Weibliches Herrschertum erwächst nochmals im 18. Jahrhundert zur vollen Größe. Maria Theresia, strahlend in mütterlicher Wärme, Katharina II., in einem eben noch barbarisch märchenhaften Land alle Eigenschaften der Herrscherin steigernd, alle Grenzen weiblichen Wesens weitend, scheinbar sich Ausschließendes gelassen in sich vereinend. Mit den bürgerlich werdenden Jahrhunderten erhält das Bild der regierenden, der königlichen Frau immer mehr hausmütterliche Züge. Wieder steht in einer großen, mehr gedeihlichen als heroischen Epoche Englands eine Frau an der Spitze, zäh den Besitz mehrend wacht Viktoria über ein gefättigtes und mächtiges Land.

Doch das Maß des Menschen ist klein geworden und das Gefüge gegebener Ordnungen hat sich verschoben, damit auch das Bild der herrschenden Frau verkleinernd. Vielleicht entsteht aus einer am Mißbrauch der Macht gescheiterten Zeit ein neues Bild, denn wieder ist die Frage nach der Frau als Herrscherin gestellt. Ob in dieser, ob in anderer, neugeschaffener, der Zeit entsprechender Form, die von der Geschichte vielfach bezeugten Fähigkeiten der Frau wollen sich erweisen.

S. K.

Die Kunst des Wartens

Keßlers hatten sich weit draußen am Stadtrande ein neues Haus gebaut, und waren mit ihren beiden herzigen Kindern dort hinausgezogen. Zu dem hübschen Hause gehörte ein schönes großes Stück Land, das der Vater von einem Gärtner mit allerlei Obstbäumen und Beerensträuchern und auch mit Spalierobst und Weintraubenranken hatte bepflanzen lassen. Gleich am ersten Tag ging der Vater mit seinen Kindern in den Garten, und erklärte ihnen, wie der liebe Herrgott nun alles wachsen und gedeihen lassen würde, daß die Sonne kommen würde und alles mit ihrer wundersamen Wärme bescheinen, und dann der Regen die Erde befeuchtet, damit alles größer werde, und dann im Herbst könne man die Früchte ernten. Sein besonderer Stolz waren die Weinranken, die sich am Hause entlangzogen, und er erklärte ihnen, wenn dann Ende September die Trauben reif und süß sind, „dann werden sie euch aber gut munden". Herbst, was bis zum Herbst sollten sie auf diese Weintrauben warten, und sie zählten mit ihren kleinen Fingern ab, wie lange das noch sei, und dachten bei sich, das ist ja eine Ewigkeit! Mit Wißbegierde schauten sie nun Tag für Tag, wie diese grünlichen runden Beeren immer größer wurden, und eines Spätnachmittages konnten das Vreneli und der Fritzli der Versuchung nicht widerstehen, und sie verschmausten alle Beeren, die sie nur mit ihren Händen greifen konnten. Da die Früchte aber noch vollkommen unreif waren so lagen sie am Abend in ihren Betten und weinten bitterlich über das Bauchgrimmen, das sie nun zu ertragen hatten.

Vreni und Fritz wußten nichts davon, daß Wartenkönnen gelernt sein will, und eine große Kunst ist. Aber es sind nicht nur Kinder, sondern ebenso oft leider erwachsene Menschenkinder, die angeblich nicht warten wollen und glauben, auch nicht warten zu können. Wer mir nun aber kühn behaupten will, das Warten mache ungeduldig, es zermürbe, es mache die Menschen sogar noch krank, der beweist nur, daß er vollkommen verkehrt wartet. Nicht das Warten, sondern die Warterei ist es, die den Menschen reizbar und mürbe machen kann. Warterei aber ist das krasse Gegenteil vom richtigen, Gott wohlgefälligen Warten. Es gibt wohl kaum einen Menschen, der nicht die verkrampfte Warterei im Wartezimmer eines Arztes erlebt hat. Da hört man seufzen, aufstöhnen, nervös blättern die einen in den aufliegenden Journalen, wieder andere beißen an den Fingernägeln oder spielen unruhevoll mit ihren Fingern oder zupfen an ihren Haaren herum, andere wippen wie der „Zappelphilipp" im Struwelpeter auf dem Stuhle hin und her, wieder andere senden beständig unruhevolle Blicke auf jede sich öffnende Tür, andere springen auf und beginnen auf dem Gang auf und ab zu rennen, andere flüstern mir im Wartezimmer kurzum die Stimmung ist allgemein gedrückt, und statt daß man im Arzt den Menschenfreund und Helfer erblickt, begegnet man ihm mit einer gewissen ängstlichen Voreingenommenheit. Die Atmosphäre der Warterei wird weder bestimmt von der Güte des Wartezimmers noch von der Tüchtigkeit des Arztes, sondern einzig und allein von dem wartenden Patienten, dessen Ungeduld es nicht erträgt, daß der Arzt sich nicht sofort seiner annimmt.

Wenn man mit erfolgreichen Menschen spricht, wird man immer wieder feststellen, daß neben der Tüchtigkeit und Einsatzbereitschaft das Wartenkönnen steht. Ich denke nur an das große und wegweisende Schaffen des Tuberkuloseforschers Robert Koch. In unermüdlicher Arbeit prüfte in zähem, stillen Warten Koch Jahr um Jahr Präparat für Präparat, bis es ihm endlich gelang, die winzigen Stäbchen, die Tuberkelbazillen, sichtbar zu machen. Eine Entdeckung, die nicht nur für die Diagnose und Behandlung der Tuberkulose von ungeheurer Tragweite geworden ist, sondern in der gesamten Medizin revolutionierend gewirkt hat. Hätte Robert Koch nun nicht verstanden, zu warten, so hätte sich die ganze Mühe seiner jahrelangen Forschung nicht sinnvoll vollenden können. Er wäre vielleicht ein Schreittmacher, nie aber der geniale Forscher gewesen, der ein Neuland entdeckte, das dem gesamten medizinischen Denken eine andere Richtung gab.

Warten können, das bedeutet also nicht, tatenlos die Hände in den Schoß zu legen und darauf warten zu wollen, daß plötzlich etwas Großes vom Himmel auf einen herunterfällt, und man mit einem Schlage etwa reich oder glücklich wird. Diese passive Art ist ganz einfach seelischer Schlendrian und hat mit dem Warten und Abwartenkönnen des gesunden und starken Menschen nicht das allermindeste zu tun.

Einer der Grundsätze, die das Kleinkind schon unbedingt in der Kinderstube lernen sollte, ist eben das richtige, geduldige und daher lebensauffrischende Warten. Es darf nicht andauernd „ich, ich und nochmals ich" rufen, sondern es muß schon als Säugling lernen, seine Ungeduld zu meistern, später dann muß man dem Kleinen das Still-Sitzen beibringen, es muß unbedingt frühzeitigst lernen zu warten, bis bei Tisch die Schüssel mit der leckeren Nachspeise endlich bei ihm angelangt ist, und es muß warten und nochmals warten, bis es größer, verständiger und selbständiger geworden ist.

Nun ist es aber leider im täglichen Leben oftmals so, daß das in der Kindheit Erlernte allzuschnell vergessen wird. Der Erwachsene nimmt es als ein Sonderprivileg für sich an, daß er ungeduldig sein darf. Er kann selbstredend nirgends warten, kommt er in einen Laden, will er mit Vorrang bedient werden, kommt er zum Arzt, so muß er natürlich zuerst darankommen, weil er überzeugt ist, seine Krankheit sei die schwerste und gefährlichste. Selbst-

8

Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen

Eine merkwürdige Geschichte

Von Jeremias Gotthelf

Zu Hause nahm es erst Hoffmannstropfen, dann noch, als es ihm immer schauerlicher wurde, als der Frost ihm die Glieder zusammenschlug und ein Glühbrand ihm zum Kopf auszuschlagen schien, eine tüchtige Dosis Karmelitenwasser. In der Nacht wars, daß das Lehrmädchen Hülfe rief im Nachbarhause. Es schlage Stüdi im Bett herum, und Stüdi schreie, der Teufel wolle es nehmen, man solle doch der tusig Gottswillen zu Hülfe kommen. Die Leute besannen sich, endlich wagten sich ihrer drei hin und fanden Stüdi im grauenhaftesten Zustande. Es war allerdings, als ob eine fremde Macht es packen wolle, als ob es gegen dieselbe ringen müsse mit allen seinen Kräften, und dieses Ringen ging so krampfhaft, gewaltig, daß es die drei kaum zu halten vermochten. Dazu stieß es Töne aus, so gellend, daß sie durch Mark und Bein gingen, und aus den Tönen erriet man bald, daß es ein Kind, das man ihm entreißen wolle, zu verteidigen wähne, bald sich selbst gegen Notzucht.

Man sandte nach einem Arzt, dann noch nach einem; sie redeten von Gehirnentzündung, von Nervenfieber, gaben Mittel, machten Ueberschläge, aber ihnen zum Trotz stellte sich bald unzweifelhaft ein furchtbarer Wahnsinn heraus, in welchem es völlig zum Tier ward, alles unbeachtet von sich gehen ließ, alles zerriß, was ihm in die Hände kam, Betten, Kleider usw., gegen alle Leute wütete, gegen jeden Nahenden alles schmiß, was es neben und unter sich fand.

Man mußte Stüdi anbinden, einsperren und tat es auch. Man tat es, wie man es auf dem Lande zu tun pflegt, auf eine schonungslose, unmenschliche Weise. Man verdingete es. Es wurde in eine Kammer eingeschlossen splitternackt, die Fenster wurden herausgenommen, die Löcher mit Laden zugenagelt, weder ein Sonnenblick noch ein Mondesstrahl fiel mehr in diese dunkle Höhle. Dorthin wurde ihm sein Essen gestellt, es konnte dasselbe essen oder verwahren, es konnte seinen Unrat essen oder das Essen, was es wollte und ob man es nicht tagelang vergaß, wer hat das aufgezeichnet?

Solche vernagelte Höhlen findet man noch mehrere im Kanton Bern. In welchem Zustande die armen Eingeschlossenen leben, kümmert niemand; ob man sie erfrieren oder verhungern läßt ganz oder halb, untersucht niemand. Man schlägt sich um Stellen und Meinungen, aber getreue Berufserfüllung, ja die Erfüllung wahrer Menschenpflicht macht wenigen graue Haare. Man hat soviel mit seiner Person, ihrem Kredit und Vorteil zu tun, daß man sich nicht mit armen, elenden Kreaturen befassen mag. Ja, wenn es vielleicht hieße, einer von einer andern politischen Partei mißhandle einen Wahnsinnigen, so würde dem Armen vielleicht geholfen, geklagt werden von Weiß oder Schwarz.

Stüdis Raserei dauerte einige Zeit, dann wurde es stiller und weicher, die glückliche Zeit seiner Liebe dämmerte in ihm auf, es kostete mit seinem Schatz und schwatzte mit ihm, dann vergaß es ihn und träumte sich ein Kind; mit dem tändelte es auf die rührendste Weise, säugte es, sang ihm Wiegenlieder, mehrte ihm die Fliegen, zeigte es den Leuten, wie süß es schlafe, wie ein lieblich Mieneli es mache. Stroh hatte es sich zusammengewickelt, später beigte man ihm ein Kuderbüßi, und mit diesem war es tagelang glücklich, glücklicher als vielleicht in seinem Leben nie. Diese Tage waren erbarmende Liebesblicke des himmlischen Vaters die er auf sein armes, verwahrlostes Kind warf.

Dann tauchten aber in seinem Glück wieder auf die finstern, trüben Gestalten seines Unglücks, Gestalten, die es trennen wollten vom Geliebten oder Kind, verführerische Gestalten, und der Wahnsinn schwoll auf zur Wut, und die Nacht der Raserei deckte wieder das arme Kind.

Die Leute, bei welchen Stüdi war, waren nicht die schlimmsten Leute, aber nicht die verständigsten. Sie vergaßen es mit dem Essen selten, aber wenn Stüdi rasend wurde, so prügelte es der Mann gottvergessen ab, weil man ihm gesagt hatte, das sei gut dafür, also aus lauter Barmherzigkeit. War es wieder still und glücklich, so bat es sie wohl, daß sie es mit seinem Kinde an die Sonne ließen, und sie ließen es hinaus, anfangs behutsam und bewacht, dann aber immer sorgloser. Sie glaubten zu wissen im voraus, wenn die Umkehr eintrete. Sie ließen es halbe Tage ohne Aufsicht tändelnd unter einem Baume mit seinem Kinde. Dann kamen aber auch Kinder zu ihm, die seines Spiels spotteten, das kudrige Kind verhöhnten und es ihm nehmen wollten. Gewöhnlich bat es erst gar demütig, daß sie ihm aus der Sonne stehen, daß sie doch stille sein, es nicht wecken möchten. Aber ein wüster Sinn, der so gerne Hunde neckt und Unglückliche quält, ein wüster Sinn, gegen den in den Schulen und von den Eltern nicht genug gearbeitet, ja, der von Schulmeistern und Eltern nicht einmal erkannt wird, besonders bei den eigenen Kindern, der Sinn, der Tiere treibt, die unter ihnen Verwundeten zu töten und zu fressen, trieb auch diese Kinder, ihre Neckereien fortzusetzen, bis Stüdi in den umstehenden Kindern die verhaßten Gestalten zu erblicken glaubte, in Wut geriet und dann nur unter furchtbaren Mißhandlungen gebändigt, nur nackt oder halbnackt in Gewahrsam gebracht werden konnte, und dem sahen die Kinder zu.

Doch endlich erbarmten sich auch die Kinder des armen Stüdelis, und wenn ein wüster Bube es quälen wollte, so hielten die andern ihn ab. Es wandelte nach und nach weiter ums Haus herum und butlete sein Kind, ging scheu und still seiner Wege und stellte sich nur hie und da bei einer Frau, ihr sein Kind zu zeigen und zu preisen. Es achtete sich Tag und Nacht nicht, daher es zuweilen spät oder gar nicht heimkam; bloß wenn ihm einfiel, das Kind sei durstig oder habe kalt, so suchte es sein Obdach.

So wandelte es auch einmal an einem hellen Wintertage schlecht bekleidet mit seinem Kinde ins Freie und sang demselben immer vom Aetti vor, den wollten sie zusammen suchen gehen, der sei gar lieb und gut und groß und schön und sicher nicht weit da dänne.

So wandelte es bis spät herum und suchte dem Kinde seinen Aetti, stand vor manchem Mannsbild still, sah forschend es an, schüttelte traurig den Kopf und ging weiter. Endlich gegen Abend kehrte es in ein Haus ein, um sein Kind auf dem Ofen etwas zu erwärmen. Dort

redend, es gibt gottlob auch rühmliche Ausnahmen! Die meisten Menschen bilden sich ein, sie dürfen darauf los schimpfen, sei es nun öffentlich, zuhause oder in Briefen — schließlich muß man seinem Herzen doch Luft machen! Warten, das ist doch nur etwas für die Dummen! Abwarten, jawohl! Bis man etwa blau und grün wird, wie es im Volksmunde heißt. „Nein, warten tue ich unter keinen Umständen, denn ich besitze auch meinen Stolz," so tönt es vielfach aus dem Munde der lieben Mitmenschen.

Fragt man sie nach einer kleinen Weile dann einmal bescheiden an, was denn eigentlich bei dem Nichtwartenwollen herausgekommen sei, dann sieht man zumeist erst ein bedenkliches Achselzucken und alsdann folgt eine verlegene, ausweichende Antwort. Herausgekommen ist nämlich in 99 von 100 Fällen gar nichts. Merkwürdigerweise sind es leider oftmals Frauen, die nicht warten können. Das ist umso erstaunlicher, da die Frau von der Natur zur Haltung des Wartens überhaupt bestimmt ist. Und es ist doch ganz gewiß kein leeres Warten, sondern ein erfülltes, zutiefst ausgefülltes Warten. Viele Frauen sind oftmals so ungeduldig, sie scheinen ihren natürlichen Lebensrhythmus ferngerückt zu sein und müssen nicht selten erst die innere Ruhe wiederfinden, die zum Handeln im rechten Augenblick gehört. Eine Frau und Mutter, die das rechte Warten verlernt hat, hat es unsagbar schwer, eine gute, wegweisende und vor allem auch gerechte Erzieherin ihrer Kinder und eine verstehende Kameradin ihres Mannes zu sein. Wer sich aus der Kraft des Willens nicht zu ruhigem Warten zwingen kann, der muß es ganz einfach wie das Kleinkind zunächst wieder lernen, denn was ein Kind vermag, das sollte zum mindesten von Erwachsenen verlangt werden können. Gymnastik und Sport und die regelmäßige, notwendige Arbeit sind ganz vortreffliche Helfer, um den Körper wieder in die notwendige Gewalt zu bekommen. Wenn das erst einmal wieder bei einem „Entglittenen" geglückt ist, dann ist schon ein beträchtlicher Schritt vorwärts getan, denn aus der körperlichen Beherrschung erwächst unmerklich die Beherrschung der gesamten Gedanken und der inneren Unruhe. Man hatte sich früher eingebildet, daß Seele und Körper vollständig getrennte Funktionen erfüllten. Heute weiß die Wissenschaft aber, daß diese in unlösbarem Zusammenhang stehen. Darum ist es auch nicht verwunderlich, daß aus der Beherrschung des Körpers die innere Kraft und Ruhe entsteht, die nun einmal unbedingt notwendig und erforderlich ist, um warten zu können, um unter Umständen sogar in manchen heiklen und spannenden Lebenssituationen eine längere Spanne warten zu können, um mit Ausdauer zu warten und im Gleichgewicht zu bleiben. Denn die Kunst des Wartens besteht nicht darin, daß eine Zeitspanne ertragen wird und vorübergeht, sondern daß sie zu einer starken, lebendigen Brücke wird, auf der man in das unsichtbare Land des Lichtes, der Freude und des Herzenssonnenscheines eintreten kann, der unser Lebensweg sein soll zum Segen unserer Mitmenschen. Darum bedeutet Wartenkönnen wirkliche Lebenskraft! P. K.-Kr.

Eine Diskussion vor 70 Jahren

Im Jahre 1873 diskutierten im Rahmen der Gemeinnützigen Gesellschaft bekannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, Schulmänner, Pfarrer und Männer der Regierung, die Frage der „Beteiligung des weiblichen Geschlechtes am öffentlichen Unterrichte in der Schweiz". Es ging u. a. um die Frage der Besoldung der im Lehrerberuf stehenden Frauen, und man stellt mit einiger Beschämung fest — aber nein, lassen wir die Männer selber reden, wie WB. im „Walliser Bote" die Reden wiedergibt: Herr Landammann Keller von Aarau erklärte: „Was die Entschädigung anbelangt, sehe ich keinen Grund, warum die Lehrerinnen geringer bezahlt werden sollen. Arbeit ist Arbeit. Eine Lehrerin gibt ihr ganzes Sein so gut hin als der Lehrer. Wenn man sagen wollte, eine Lehrerin habe nicht so viel Bedürfnisse wie der Lehrer, so möchte ich fragen, worin besteht denn für den Letzteren die Notwendigkeit zum Schoppen? Die Lehrerin muß ja auch ihre Hüte, Bänder und schmuckvolle Kleider haben". — Ja der Landammann geht sogar noch weiter in seiner Forderung: „Man sollte eigentlich die Lehrerinnen noch höher bezahlen. Sobald das wahr und richtig ist, daß sie viel gewissenhafter und genauer sind als die Lehrer, so müssen wir sie mindestens gleich halten, weil sie vermöge ihrer Natur gezwungen sind, den Lehrerberuf früher aufzugeben. Sie können daher für die späteren Jahre weniger Ersparnisse machen".

Herr Gerichtspräsident Vigier von Solothurn seinerseits meinte auch, man sollte „an Besoldung den Lehrerinnen ebenso viel geben als den Lehrern", und Herr Dekan Freuler aus Glarus stimmte ihm bei: „Was die Besoldung anbelangt, so stelle ich mich hier auf die Seite von ausgezeichneten Schulmännern; auch mich würde es ein Unrecht dünken, wenn man die Lehrerinnen geringer besolden würde. Wenn man solche an Schulen wählt, tut man dies im Bewußtsein, daß sie soviel leisten als die Lehrer".

Von einer geradezu galanten Art aber war der Schulinspektor Heß aus Basel. Er vertrat mit viel Elan den Grundsatz, daß die Lehrerinnen ökonomisch so gestellt sein sollten, daß sie „eine erfreuliche Lebensstellung einnehmen könnten". Er will der Lehrerin weniger Unterrichtsstunden zumuten als den Lehrern, diese Stunden aber entsprechend höher bezahlt wissen: „Ich würde ein Pensum von 20-24 Stunden (pro Woche) als hinlänglich erachten, dann aber die Bezahlung per Stunde für eine Lehrerin höher als für einen Lehrer ansetzen, damit sich jene des Lebens auch erfreuen kann. . ."

Das gab es einmal in der guten alten Zeit. r.

Um im Sommer nicht schlaff zu werden ... Ovomaltine-kalt ... Ebenso erfrischend wie kräftigend.
Dr. A. Wander A. G., Bern

Vom Fluch der Hausbar

Ein Fall aus einer schweizerischen Stadt

Aus dem Jahresbericht für 1946 der Basler Fürsorgestelle für Alkoholkranke.

In unserem letztjährigen Bericht haben wir darauf hingewiesen, daß die Hausbar hauptsächlich für die Frauen eine ernste Gefahr bedeute. Seither wurden wir schon öfters gefragt, ob uns bereits Schützlinge zugewiesen worden seien, bei denen einwandfrei feststehe, daß sie als Opfer der Hausbar bezeichnet werden dürfen. Nachstehender Tatsachenbericht möge diese Fragen beantworten und zugleich zeigen, wie schnell ein Mensch unter Umständen zur körperlichen und geistigen Ruine werden kann, wenn er in seinem Heim ein Sortiment von Schnäpsen besitzt und jederzeit die Möglichkeit hat, davon zu genießen.

Ein blühendes, wohlhabendes Bauernmädchen lernte in den Ferien an einem Kurort einen sympathischen, verheirateten Herrn kennen. Sie verliebte sich und ließ sich dazu bewegen, mit diesem nach Basel zu ziehen. In einer hiesigen Pension richtete sie sich gemütlich ein. Natürlich durfte die Hausbar nicht fehlen, damit an Abenden, welche sie gemeinsam mit dem Liebhaber auf dem Zimmer verbrachte, diverse Liköre zur Hand wären. Dies wurde der jungen Tochter sehr bald zum Verhängnis. Nach kaum zwei Jahren ist sie zur wahren Likörsklavin geworden. Sie berauschte sich täglich sinnlos und gebärdete sich in veralkoholisiertem Zustand wie eine Irrsinnige. Sie zerriß oft Kleider und Wäsche, bedrohte das Dienstpersonal und versuchte sogar durch Selbstmord ihrem Leben ein Ende zu machen. Nun wollte plötzlich niemand mehr die Verantwortung tragen, und so ersuchte man den Fürsorger, die geeigneten Maßnahmen in die Wege zu leiten. Der erste Besuch genügte bereits, um festzustellen, daß das Mädchen weder durch fürsorgerische Maßnahmen, noch durch spezialärztliche, ambulante Behandlung zu retten war. Nur noch Anstaltsbehandlung konnte die unglückliche, kaum Zweiundzwanzigjährige, vor einem schrecklichen Ende bewahren. Die Patientin konnte wegen gänzlicher Diskussionsunfähigkeit zum Vorhaben nicht Stellung nehmen, und so ließ sie sich willig in ein Taxi begleiten. Die Fahrt verlief längere Zeit recht ruhig. Da — plötzlich wurde die Patientin wieder vom Schnapsteufel gequält, worauf sie bat, beim nächsten Gasthof anzuhalten, da sie dringend austreten müsse. Ihrer Bitte wurde entsprochen, aber anstatt daß sie sich durch die Wirtin zur Toilette begleiten ließ, rannte sie in der Gaststube hinters Buffet, ergriff blitzschnell eine bereit stehende Kirschflasche und führte diese zum Munde. Wie toll gebärdete sie sich, als man sie am Trinken hinderte. Eine Stunde später war das Ziel erreicht. Die Unglückliche wurde in ihrem neuen Heim liebevoll empfangen, und nun begann für sie eine Entwöhnungskur, die ihr wieder für Leib und Seele Genesung bringen sollte.

Indessen wird in manchem Heim weiter geschnapst und weitere wertvolle Menschen fallen der im Blühen begriffenen Hausbarmode zum Opfer. Weiterhin wird das süße, teure Gift angepriesen und gekauft, sogar von Leuten, die sich deswegen Entbehrungen auferlegen müssen.

Mit dem Mahnruf möchte ich schließen: Dulde keine Hausbar in deinem Heim, sondern hilf mit, andere davon zu überzeugen, daß sie Verderben in die Familie bringt!

Zweite Weltkonferenz christlicher Jugend in Oslo

Im Sommer 1939 war in Amsterdam die erste christliche Weltjugendkonferenz zusammengetreten. Auf den 22. Juli 1947 luden die Weltverbände der Christlichen Vereine Junger Männer, der Christlichen Vereine Junger Töchter, der Christlichen Studentenvereine (Ymca, Ywca, Wcsm) und das Jugenddepartement des Oekumenischen Rates zu einer zweiten Weltkonferenz ein. Aus ca. 70 Ländern kamen 1300 Delegierte zusammen. Auch der deutschen christlichen Jugend wurde eine kleine, 18 Glieder starke Delegation erlaubt. Nicht vertreten waren Rußland und Japan. Die Schweizer Jugend (Junge Kirche, und andere christliche Jugendverbände) hatten 28 Delegiertenplätze.

Die Konferenz arbeitete nach einem ähnlichen Tagesprogramm wie die in Amsterdam: Sie begann den Tag mit einem gemeinsamen Gottesdienst, den jeweils eine Konfession nach ihrer eigenen Ueberlieferung gestaltete. Pfr. Girardet, Lausanne, hielt einen Gottesdienst nach der Art der französisch-reformierten Schweiz. Bei diesen verschiedenen Gottesdiensten konnten die anwesenden Jugendleiter der Welt nicht nur die Ueberlieferung der andern Konfessionen kennen und verstehen lernen, sondern sie wollten über alle nicht wegzuwischenden Unterschiede hinweg auch miteinander vor Gott treten und auf sein Wort hören.

Nach dem Morgengottesdienst fand jeweils ein Vortrag statt, in dem von kompetenter Seite zu brennenden Fragen Stellung genommen wurde. Die Konferenz hörte einen Vertrag vom indischen Theologen D. T. Niles über „Den Gott der Bibel in der Geschichte", von Melle Barer, der Leiterin der Cimade in Frankreich, „über das moralische Chaos", von Geologieprofessor Kirtley Mather, USA, über „Unsere Stellung zur selbstgenügsamen Wissenschaft", von R. Niebuhr, Theologieprofessor in New York über „Die menschliche Zerrüttung und Gottes Plan", von Ymca-Weltsekretär Li über die „Weltkirche" und zuletzt — für viele Delegierte der Höhepunkt — von Pastor Niemöller über „Jesus Christus, der Herr der Zukunft".

Außer diesen offiziellen Zusammenkünften fanden noch viele Meetings statt; die einzelnen Weltverbände trafen sich untereinander, nationale Delegationen hatten unter sich oder je zwei Länder zusammen Sitzungen. Diese Treffen, in denen von Mann zu Mann geredet wurde, waren etwas vom wichtigsten. Die deutsche Delegation hatte der Reihe nach Aussprachen mit verschiedenen ehemals feindlichen und besetzten Ländern, in denen nach Jahren schuldhafter Trennung die ersten Bande einer Brüderschaft unter dem Zeichen der Vergebung geknüpft werden konnten. Die holländische und die indonesische Delegation sprachen sich miteinander über den Konflikt aus, der ihre Völker trennt, und sie konnten in einer gemeinsamen Erklärung das festhalten, was die christliche Kirche zu diesem Krieg zu sagen hat. E. P. D.

Schwedische Pflegerinnen

Die Pflegerinnen in den Tuberkulose-Anstalten Schwedens sind diplomierte Krankenschwestern und Elevinnen, wie in den übrigen Krankenhäusern, berichtet Dr. med. Kipfer, Bern, in der Zeitschrift „Gegen die Tuberkulose", Nr. 4, 1947, über eine Reise nach Schweden. Die Pflegerinnen werden ergänzt und unterstützt durch Hilfspflegerinnen, da der Mangel an Krankenschwestern sich in den Tuberkuloseanstalten am meisten fühlbar macht. Die Hilfspflegerinnen werden, wie das eigentliche Krankenpflegepersonal, erst eingestellt, wenn sie bei der intracutanen (unter der Haut) Tuberkulinprobe sich als positiv erwiesen haben. Auf jeder Pflegeeinheit von 36 Betten arbeiten gegenwärtig 1—2 diplomierte Schwestern und ebensoviele Elevinnen, nebst 2—3 Hilfspflegerinnen. Jede Pflegerin und jede Hilfspflegerin trägt bei der Arbeit am Patienten und am Krankenbett eine Mund und Nase schützende Gesichtsmaske. Die Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse unterscheiden sich nicht von denen der übrigen Krankenhäuser. Die Schwestern wohnen auch hier in einem separaten Schwesternhaus in Einzelzimmern. r.

Politisches und Anderes

Das neue Indien

Der 15. August 1947 wird ein wichtiges Datum für den Historiker bleiben. Zwei neue Staaten, riesige Ländereien und Millionen Menschen umfassend, treten in Erscheinung: Indien und Pakistan. Großbritannien hat das von ihm kolonial erschlossene Indien lange politisch und wirtschaftlich beherrscht und jetzt freigegeben. Die neuen Staaten werden als selbständige Staaten dennoch mit England verbunden bleiben, sie werden Dominien sein im britischen Empire, im gleichen Range wie Kanada, Australien und Südafrika. Daß die Ernennung von Mountbatten zum Generalgouverneur von Indien von der allindischen Kongreßleitung, gutgeheißen wurde, zeigt deutlich, wie hoch die Wertschätzung ist, die dieser Engländer sich durch seine taktvolle Haltung Indien gegenüber zu verdienen gewußt hat. Den noch verbleibenden 565 indischen Fürstenstaaten wurde freigestellt, sich dem einen oder dem andern der zwei neuen Staaten anzuschließen. — Große Freudenfeiern fanden in Indien statt (auch unser Bundesrat findet sich unter den telegraphisch Gratulierenden); daß gleichzeitig an mehreren Orten noch Zusammenstöße zwischen Hindus und Moslems und Tumulte gegen Großbritannien stattfanden, zeigt nur, wie gespannt die Lage noch immer ist.

300 000 Beamte zu viel!

In Paris hat die Nationalversammlung im Rahmen der Sparmaßnahmen beschlossen, 300 000 Beamtenstellen aufzuheben. Die Bürokratie muß üppig ins Kraut geschossen sein, wenn man aufs mal ein solches Heer von Beamten entbehren kann. Der Mangel an Arbeitskräften in der Produktion wird vermutlich beitragen, daß andere Arbeit für die Entlassenen zu finden ist. (Welch eine öffentliche Kritik müßte sich wohl ein matriarchalisch regierter Staat gefallen lassen, wenn in ihm — so es einen solchen gäbe — die Staatskrippen so übervölkert wären?) Da spräche man gewiß von den gefühlsbetonten Frauen, die besser Strümpfe stricken würden, als eine Staatsverwaltung verantwortlich zu leiten!

Wieder ein „Gattinnen-Besuch!"

Es scheint sich der Brauch einzubürgern, daß die alleinreisenden Gattinnen von Staatsoberhäuptern mit diplomatischen Ehren empfangen werden müssen. Kaum ist Frau Peron fort, so wird die Gattin des Präsidenten der libanesischen Republik, die kurzen Aufenthalt in Lausanne macht, ins Wattenwil-Haus nach Bern zum Diner geladen. Diesmal geht es stiller zu und wir können mit ungeteilteren, d. h. mit durchaus freundlichen Gefühlen diesen Besuch willkommen heißen, da der libanesische Präsident kein Diktator mit entsprechenden Methoden und Sympathien ist. — Es gab einmal eine Zeit, da figurierte die Anwesenheit solcher Gäste, soweit sie nicht offiziell mit diplomatischen Geschäften betraut waren, einfach im Fremdenblatt..

Der Vollmachtenbeschluß

aus dem Jahre 1945 über die Herabsetzung der Biersteuer ist vom Bundesrat aufgehoben worden. Das bedeutet aber nicht etwa eine Heraufsetzung der Biersteuer. Denn nun tritt einfach der Steuersatz der Finanzordnung von 1945 in Kaft, der mit dem aufgehobenen übereinstimmt (wobei man sich bescheiden fragen kann, wozu dann dieser Vollmachtenbeschluß überhaupt gedient habe). Es ermächtigt allerdings ein Artikel der Finanzordnung zu einer Steuererhöhung, doch nur, wenn der Detailpreis erhöht oder die Rohstoffpreise niedriger werden. Also wird voraussichtlich der Bundesrat auf lange hin keine Handhabe haben, die Bundesfinanzen durch eine höhere Biersteuer zu verbessern.

Die anhaltende Trockenheit

wirkt sich katastrophal aus; sie zwingt in vielen Landesgegenden zur früheren Heufütterung und die Ueberwinterung der Viehbestände ist gefährdet. Die Abteilung für Landwirtschaft im Volkswirtschaftsdepartement hat nun Maßnahmen angeordnet, um u. a. die Fütterung durch Ersatzmittel zu erleichtern. Ein letzter Passus dieser amtlichen Pressemeldung lautet:

„In einigen Gegenden sind beschränkte Mengen Inlandsheu verkäuflich. Bereits werden stark übersetzte Preise gemeldet. Da indessen Höchstpreise doch nicht innegehalten würden, verzichten wir für einmal auf die Festsetzung verbindlicher Preise und müssen es mit der Empfehlung an die Käufer bewenden lassen, vernünftig zu sein und nicht die Preise durch fortgesetzt steigende Angebote selbst in die Höhe zu treiben."

Woraus wir sehen, daß wieder einmal der Mangel an Solidaritätsgefühl in Käufer- und Verkäuferkreisen dazu beiträgt, die Situation noch mehr zuzuspitzen.

E. B.

---

nahmen sie zImbiß und boten Stüdeli auch an, nämlich Branntwein, und die wohlbeleibte Hausfrau brachte in aller Wohlgemeintheit ihm selbst das Glas und ein gewaltig Stück Brot. Es schüttelte Stüdi, als es die ersten Tropfen trank; dann zog sie gierig das ganze Glas in sich und dann noch eins, und in ihm fing ein neu Leben an aufzugehen, es fing an zu jauchzen und zu singen, heute noch werde es bei seinem Schatz sein, es und sein Kind. Und die Leute lachten der Armen und wollten es erzählen machen von seinem Schatz, aber Stüdi ließ sich nicht halten; sein Schatz komme ihm entgegengefahren mit zwei braunen Hengsten, sagte es, säumen dürfe es nicht, warten könne er nicht. Es tanzte hinaus mit seinem Kinde in die kalte Nacht — und niemand sah Stüdi lebendig wieder. Ein Bräutigam hatte seiner sich erbarmet und es heimgenommen.

Als der Frühling kam und die B[illegible]en Kauzennester suchten in wildem Krachen, da fanden sie einen Leichnam, grausam schon entstellt; aber es war Stüdeli, sein kudrig Kind am Herzen. So fand es sein jammervolles Ende, das arme Mädchen; Gott wird ihm wohl barmherziger gewesen sein als die Menschen, die es zugrunde gerichtet und sich seiner erst erbarmten, nachdem sie es getötet hatten. Denn nun erst jammerten die Menschen, wie schade es eigentlich um dasselbe gewesen, andere balgeten, daß man nicht etwas an Stüdi gewagt, es wäre ihm vielleicht noch zu helfen gewesen, und der Pfarrer redete allenthalben von dem gottvergessenen Leichtsinn, in welchem man es hatte herumlaufen lassen. Aber Stüdi war tot, und alle diese Reden halfen ihm nichts mehr.

Ob aber wohl alle diese Menschen, die so redeten, ein anderes Mal zu rechter Zeit reden werden, ehe ein Mensch zugrunde gegangen ist?

Seiner Meisterin folgte Bäbi, das Lehrmädchen, bald nach.

Es war bei Stüdi ins wüste Leben eingeweiht worden und von irgendeinem Strolchen schwanger, als es heimging nach vollbrachter Lehrzeit. Es wußte selbst nicht recht, was mit ihm war, und seine Eltern durfte es nicht fragen; es wußte, wie streng die waren. Es waren sogenannte brave Leute und taten sich gar viel zu gut auf ihr braves Haus, ihre ehrbare Familie. Da hätte noch niemere nüt Schlechts gemacht, und niemere syg no vor em Richter gsi vo ne als einist drGroßätti, wil er em Pfarrer siner Pflume heyg helfe schütte, drLandvogt heyg aber nume glachet u gfragt, ob si si de ryf gsi syge.

Diese Leute ließen ihre Kinder Kilter halten und zu Kilt gehen, soviel sie wollten, bekümmerten sich wenig darum, wo sie hingingen, und was sie eigentlich machten. „Aber es sött is eys dsHerrgetts sy, mit emene uneheliche Kind doharzcho, mr schrisse ihm der Gring ab", sagten sie. Also kein unehelich Kind wollten sie, aber wenn ihre Töchter schwanger waren, ehe sie Hochzeit hielten, sagten sie nichts, wenns nur kein unehelich Kind gab. Es war alles erlaubt bis an das bei ihnen; aber daran hielten sie fest und begehrten hoch auf, wie es ehrbar zuginge in ihrer Familie, und sie meinten es wirklich auch.

Die Leute hatten eine ganz eigene Religion und Sittlichkeit. Sie fragten nicht, was in der Bibel stehe, sondern was der Großätti gemacht, und was öppe o dr Bruch syg; sie fragten nicht, was die Bibel zum Beispiel unter keusch verstehe, sondern, was der Großätti u ds Großmütti gemacht, das ist keusch! Und von dem gehen sie nicht ab; und man mag ihnen mit der Bibel kommen, so oft und so deutlich man will, so sagen sie, sie mögen des Gstürms afe nüt, dr Großätti und ds Großmütti syge fromm Lüt gsi u henge d'Bibel o vrstange u wes nit so i dr Bibel gsi wär, so hätte sis nit gmacht. Si möge der neue Mode nüt; warums de allbets vil besser gange syg?

Die Leute achteten sich Bäbis nicht, sondern achteten nur auf die Fürfüße, die es plätzen mußte, und ob es dieselben so gut mache wie der Schneider. Aber Bäbi wurde immer dicker; es träumte ihm nichts Gutes, es gschmuchtete ihm fast, wenn es daran dachte, was sein könnte. Es wußte nichts was anfangen? wußte kaum, wie der Bursche einen Taufnamen hatte, geschweige denn den Geschlechtsnamen, und wo er wohnte. Es konnte nichts machen als Tag um Tag verstreichen lassen in immer steigender Angst, wie es ihm ergehen werde, wenn sie einmal darüberkämen.

Wenn es dazu kommen könnte, so nahm es einen guten Schluck Brönz, um sein Elend zu vergessen; und wenn es einen Kilter haben konnte, so ließ es mit sich machen was er wollte, in der Hoffnung, er führe es z'Kilche. Aber den Kiltern war die Sache verdächtig, sie blieben aus. Die Nachbarsweiber fingen an zu muckeln, redeten miteinander über die Gartenzäune hinein: es sei mit Käsjoggis Bäbi beim Schieß nicht richtig, es nähm se nume wunger, ob di Alte drum wüsse, u wen es angeben werde. Es düch se doch, es wär Zyt, drzuetue, u di Alte sötte afe öppis schmöcke. Endlich konnte eine sich nicht enthalten, Bäbis Mutter zu fragen, ob Bäbi nicht bald wolle verkünden lassen, sie hätte neue afe öppis drvo ghört, un es düch se, es sött zweg sy drfür. Die nahm die Sache aber nicht für Gspaß auf. Wenn es Zeit sei, zu verkünden, so werde es schon geschehen, sie hätten noch nie zu lange gewartet, es gehe weiter niemere nüt a, u de söll me se rühyig la, sie würden sich schämen, wenn sie wären wie die und die. Die Leute sollten nur zu sich selbsten luegen; so was täte ihnen nöter, als sich mit ihnen abzugeben.

Aber als die Mutter heimkam, kam Bäbi ihr just entgegen mit einem Körbchen auf dem Kopf, und da düchte es sie in der Tat, der Kittel vorne kurze gar sehr, und das Fürtuch sei auch nicht wie sonst. Da wurde ihr fast gschmucht, und sie nahm Bäbi alsobald ins Gebet ins Hinterstübli und fragte es, was denn mit ihm sei, und sagte ihm, was die Leute sagten. Bäbi fiel fast durch den Boden ab, als die so gefürchtete Stunde so unvermutet es ereilte; es erhielt alle Farben, stotterte, es wisse nichts davon, es müßte es doch selbst am besten wissen. Aber es schlotterte so verdächtig, daß die Mutter immer mehr Verdacht faßte und immer heftiger auf Bäbi eindrang.

Zu diesem Examen kam noch der Vater, wußte sich gar nicht zu fassen vor Zorn, nahm die Tochter bei den Züpfen und schüttelte sie, bis sie dr tusig Gottswillen bat, er solle doch aufhören, sie wolle ja alles bekennen. Sie bekannte, daß sie schwanger sei, durfte aber nicht sagen, daß sie nicht einmal wisse, wie der Kerl heiße, sondern gab in ihrer Herzensangst unter der Eltern Drängen und Fäusten einen andern an, einen Bauernsohn aus der Nähe, der freilich auch bei ihr gewesen war, aber erst, seitdem sie die Näherin verlassen hatte.

Fräulein Dr. Feyler †

In Lausanne starb im Juni Frl. Dr. Feyler, eine der ersten Aerztinnen des Kantons Waadt, im Alter von 82 Jahren. 1912 nahm sie an der Ambulanz „Waadt-Genf“ im Epirus teil während des Balkan-Feldzuges oder -Krieges. Dann behandelte sie die Schwerverwundeten in Bourg en Bresse während des Krieges 1914 bis 1918. Kurz darauf behandelte sie die Verwundeten in Rumänien mit Dr. H. Weith, wurde fast bombardiert und von Banditen überfallen, die sie bestehlen wollten, konnte mit Müh' und Not dem Falle Bukarest's entrinnen und kehrte in die Schweiz zurück. Von der französischen Regierung erhielt sie 1921 zum Dank für ihre Hilfe an die Alliierten-Verwundeten das Band der Légion d'honneur. — Ihre Medizin-Studien begann sie beim großen Chirurgen César Roux, und sie folgte nun der ersten waadtländischen Aerztin, Frl. Dr. Broye kurz nachher ins Grab. r.

Frauen seid wachsam!

Stellungnahme des VSK. zur Getränkesteuer

Wie das „Genossenschaftliche Volksblatt“ mitteilt, hat der Verband Schweizerischer Konsumvereine in einer Eingabe an das Eidg. Finanz- und Zolldepartement betr. die Bundesfinanzreform sich auch zur Getränkesteuer geäußert und zwar im folgenden Sinne:

„In gewissen Gegenden der Schweiz wird schon heute eine entschiedene Opposition gegen die Getränkesteuer geltend gemacht. Unseres Erachtens zu unrecht, wenn wir auch verlangen müssen, daß alkoholfreie Getränke möglichst niedrig und der Süßmost als Volksgetränk neben der Milch überhaupt nicht besteuert werden sollte.“

Vorstoß gegen die Getränkesteuer im Nationalrat

Der katholisch-konservative Walliser Nationalrat Carron hatte an den Bundesrat eine „Kleine Anfrage“ gerichtet des Inhaltes, ob nicht die Spezialitätensteuer auf den Branntwein aus Weinbergerzeugnissen (Marc usw.) herabgesetzt werden könnte. Die Antwort fiel dem Bundesrat nicht schwer: die ganz beträchtliche Preiserhöhung bei diesen Branntweinen — so erklärte er — genüge reichlich zur Deckung von Brennkosten und Spezialitätensteuer!

Wahrscheinlich ist die „Kleine Anfrage“ von Nationalrat Carron aber hauptsächlich als ein getarnter Vorstoß gegen die Getränkesteuer gestartet worden. Man will zum voraus den Eindruck erwecken, daß schon die gegenwärtige Steuer das Brennen zu einem Verlustgeschäft gestalte... wie könnte man dann noch an eine Steuererhöhung denken? Man wird ähnliche Klagelieder wohl bald auch aus dem welschen Weinberg vernehmen — trotz der Verdreifachung der Produzentenpreise! Aus „Die Freiheit“.

Ein Norweger-Abend in Schaffhausen

Norwegen — Schaffhausen! Welcher Zauber webt über diesen beiden Namen? „Wir Norweger ahnten vor einigen Jahren von Schaffhausen — trotz des Rheinfalls — nicht mehr als von irgend einer andern Schweizer Stadt“, gestand in seinem sympathischen Deutsch der Präsident des Vereins norwegischer Volkshochschullehrer, Erling Birkeland. „Seit den strahlenden Frühsommertagen 1945 jedoch, seit diesen glücklichsten Tagen unseres nationalen Lebens, wissen wir etwas mehr und etwas anderes. Damals kehrten unsere Landsleute aus Deutschland zurück, wo sie jahrelang Unerhörtes erlitten haben, unter ihnen der bedeutendste überlebende Dichter Arnulf Overland, er, der in der schmählichsten Unfreiheit sich die Gedichte ‚Zurück zur Freiheit!' von der Seele geschrieben hatte. Ein bitterer Tropfen jedoch lag im Becher der Freude: nicht alle kamen; Unzählige gestorben, verdorben! Mitten in die Trauer hinein aber fiel die Kunde: ‚Einige leben noch, ihrer fünfzig oder mehr, sicher geborgen und wohl betreut in einer kleinen Schweizer Grenzstadt am Rhein'. Als dann endlich auch diese den Weg zur Heimat gefunden hatten — endlich! endlich! — da mußten sie Wunder viel zu erzählen von den freundlichen, den herzlichen Schaffhauser Leuten!“

Während in den hellen Nächten Norwegens die letzte Hand gerührt wurde zum Anzünden ihrer Funken (der St. Hans Blus), rollte im stimmungsvollen Rathaussaal — ohne Worte — ein lebendes Bild nach dem andern an unsern Augen vorbei: Fjorde mit tiefem Meer und himmelstürmenden Bergen („zerfurcht, vom Wetter zernagt“ heißt das in Björnsens Nationalhymne), ländliche Holzschnitzerkunst, Hochzeits-Ritt und Hochzeits-Tanz in Voß zu den Klängen der Har anger-fele, einer sonderbaren, nur in Norwegen bekannten Geige mit acht Saiten, gefolgt von dem Lied der Norweger:

Mellomn bakkar og berg utmed havet
Heve nordmanden fenge sin heim.

Darauf setzte der Reigen norwegischer „Vorträge“ ein. Von Bergbauern und Nordsee-Fischern erzählte Hagbart Röise, Lehrer an einer vom Vater des gegenwärtigen Außenministers Lange gegründeten Arbeiter-Volkshochschule in Oslo. Von äußerst harten Lebensbedingungen und schweren Gefahren berichtete er, die den Menschen verbittern, die ihn zum Mißtrauen bringen und zum „Schaff-Tier“ machen könnten, verstände er es nicht, der Verhärtung die innere Weichheit, der Gefahr den kühnen und ausdauernden Mut entgegenzusetzen.

„Der Krieg hat uns manche Nuß zum Knacken gegeben. Eine der wichtigsten heißt: ‚Wir müssen wieder arbeiten lernen'. Ihr Schweizer, habe ich gesehen, seid ein äußerst arbeitsames Volk. Fünf Jahre schlechtes, mindestens langsames Arbeiten (also Sabotage gegenüber der Besetzungsmacht) haben uns so weit gebracht, daß es uns heute schwer fällt, wieder gut und schnell zu arbeiten.“

„Vielleicht liegt auch etwas Gutes darin“, meinte lächelnd zum Schlusse seiner Ausführungen der Senior der Gesellschaft, der bereits genannte Erling Birkeland, „daß wir nicht so viel arbeiten wie die Schweizer. So bleibt uns doch etwas mehr Muße für das Geistige, für das, was den Sinn des Lebens ausmacht. Ihr arbeitet so unablässig! Und ihr seid dabei so reich geworden! Seid ihr auch glücklich? Die Natur hat auch uns keine Schätze in den Schoß gelegt. Auch wir müssen hart arbeiten. Trotzdem finden unsere jungen Leute im Alter um die zwanzig herum Zeit, einen Winter lang, sechs lange Wintermonate hindurch, eine unserer Volkshochschulen zu besuchen. Dort in einem solchen Volksbildungsheim wird ihnen, ward auch mir die schönste Zeit unseres Lebens beschieden.“

Es liegt uns daran, die Wertvollsten dafür zu gewinnen. Und wir haben sie gewonnen, zu einem großen Teil, die Bauern vor allem, in steigendem Maße aber auch die Handwerker, Arbeiter und Angestellten, für ein ‚schlichtes, wirksames, munteres Erdenleben mit der tiefen Sehnsucht nach allen Hohen und Edeln, die nur gestillt werden kann vom Glanz der Ewigkeit'. Was wir dabei anstreben, kann wohl auf keine Weise besser zum Ausdruck gebracht werden als durch das Lied des Bauern Anders Vassbottn, das wir euch jetzt singen wollen:

„Leben heißt lieben, für Herz und Seele das Beste lieben.
Leben heißt: in strenger Arbeit reicheren Zielen entgegenwandern.
Leben heißt: im Leben den höchsten Wert finden.
Leben heißt, in allem Wandel nach Wahrheit streben.
Leben heißt, Unrecht und Lüge ins Grab legen.
Leben heißt: wie das Meer ein Spiegelbild des Himmels sein.“

Was wird die Frucht eines solchen Abends sein?

Dürfte nicht daraus hervorgehen: Eine lebendige Dankbarkeit für den Beitrag der Norweger an die abendländische Kultur? eine Besinnung auf die Grundlagen unserer Schweizer Arbeitsamkeit, die sie fast als Arbeits-Besessenheit empfinden? eine Vertiefung in die europäischen Aufgaben unseres Volkes? Wunsch und Wille, für schweizerische Volksbildungsheime zu arbeiten, damit sie eine ähnliche Quelle der Kraft werden mögen, wie es die norwegischen Volkshochschulen sind? („Aus Schweizer Volksbildungsheimen“)

Hotel Augustinerhof
St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257722
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Aus der Arbeit der Internat. Frauenliga für Frieden und Freiheit

Der Schweizerische Zweig der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit (IFFF.) hielt in der zweiten Hälfte April 1947 in Zürich eine internationale Tagung ab, an der sich hauptsächlich deutsche Frauen beteiligten. Sie war auch in erster Linie für deutsche Frauen gedacht, da dieselben letztes Jahr infolge von Aus- und Einreiseschwierigkeiten noch nicht an dem großen internationalen Kongreß der IFFF., der im August 1946 in Luxemburg stattfand, teilnehmen konnten. Es waren aus Deutschland anwesend Vertreterinnen aus Bremen, Hamburg, Stuttgart, dem Rheinland, Nauheim, Ludwigshafen am Bodensee, Berlin, Wesermünde. Aus andern Ländern waren anwesend Vertreterinnen aus England, den Vereinigten Staaten, Oesterreich, Schweden. Aus der Schweiz nahmen etwa 30 Frauen an den Verhandlungen teil.

Eingeleitet wurden die Verhandlungen durch den Bericht von Professor Dr. Gertrud Woker, Bern, über den Luxemburger Kongreß 1946, der sofort in die wichtigsten zur Frage stehenden Verhandlungsgegenstände einführte, wie in die Frage der Stellung zu Sowjet-Rußland, der Zusammenarbeit mit der Internationalen demokratischen Frauenföderation, in die Probleme der Erziehung, des Miteinanderarbeitens von Mann und Frau, des Verhältnisses von Hilfsaktionen und geistiger Wiederaufbauarbeit. Fräulein Dr. Helene Stähelin, Zug, sprach über die Atomenergie und ihre Verwendung für friedliche Zwecke und Fräulein Martha Schüepp, Frauenfeld, behandelte das Thema Erziehung zum Frieden. Frau Luise Hitschmann, Wien, gab im Anschluß an die Verhältnisse in ihrem Lande ein äußerst lebendiges Programm über Frauenarbeit und Frauenhilfe.

Der große Wert der Tagung bestand nicht nur darin, daß es den deutschen Frauen zum ersten Male möglich war, außerhalb ihres Landes mit Mitarbeiterinnen anderer Länder die gemeinsamen Probleme zu besprechen; es war auch wertvoll für sie, sich mit deutschen Frauen der verschiedenen Besetzungszonen zu treffen. Selbstverständlich leisteten sie auch aus dem Reichtum ihrer freilich sehr leidvollen Erfahrungen außerordentlich wertvolle Beiträge zu den allgemeinen Verhandlungsgegenständen. Die Konferenz sprach sich in einer Resolution gegen den Antisemitismus aus und forderte in einer zweiten Resolution die Nutzbarmachung der Atomenergie für den Aufbau statt für die Zerstörung.

Genossenschaftliche Frauentagung

und 22. Delegiertenversammlung des Konsumgenossenschaftlichen Frauenbundes, verbunden mit einer Feier zum 25jährigen Bestehen, am Freitag, den 20. Juni 1947 im Kongreßgebäude in Zürich

Der Vormittag brachte uns eine eindrucksvolle Feier. Inmitten prangender Hortensien, zu denen die aufgestellten Regenbogenbanner in wunderbarer Harmonie standen, lauschten die zahlreich erschienenen Delegierten und Gäste den interessanten Ausführungen unserer Referentinnen:

Frau P. Ryser, Biel
Frau E. Egli, Zürich
Frau R. Münch, Basel und
Frau B. Ganz, Winterthur.

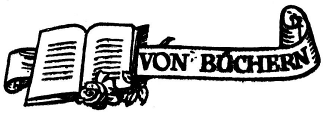
Ein Rückblick auf die 25 Jahre Tätigkeit des KFS. seit dessen Gründung am 18. Januar 1922, führte uns die enormen Schwierigkeiten vor Augen, mit denen die Gründerinnen zu fechten hatten. Doch gelang es ihnen dank ihrer Initiative, dank ihres unentwegten Mutes, Schritt um Schritt die Hemmnisse zu beseitigen und mit vereinten Kräften und eisernem Willen durchzusetzen, was sie anstrebten und suchten. Doch heißt es auch heute noch: „Vorwärts immer, rückwärts nimmer!“ Vorwärts, bis alle vorgesteckten Ziele erreicht sind zum Wohle der ganzen konsumgenossenschaftlichen Bewegung.

Vieles wurde bis anhin durchberaten und behandelt. Fragen über Preisgestaltung, Rückvergütung, Alkoholverkauf in den Konsumgenossenschaften, Genossenschaftspresse wurden diskutiert. Fragen über die Stellung der Frau in den Genossenschaftlichen Behörden, über ihre Gleichberechtigung und ihr Mitspracherecht. Vieles wurde geleistet auf dem Gebiete der Fürsorge, denken wir an die Soldatenfürsorge, Bäuerinnenhilfe, Mithilfe im Mehranbau, an die Patenschaften für die Berggemeinden und an die großen Bemühungen der verschiedenen Sektionen und Frauenvereine zugunsten der vom Kriege schwer betroffenen und geschädigten Menschheit. Vergessen wir aber auch nicht die Arbeiten der Prüfungskommission, die in unermüdlichem Wirken lebenswichtige Artikel geprüft und mit denjenigen der Konkurrenz verglichen haben und damit die Gewähr für einwandfreie und preiswürdige Waren bieten. Schließlich anerkennen wir die große Arbeit auf dem Gebiete des Bildungswesens und danken für die Möglichkeiten, die uns seit Jahren für die Weiterbildung gegeben werden, sei es zu einem Besuche eines Freidorfkurses, zur Teilnahme an einem Studienzirkel. Lassen wir uns auch die belehrenden Kurse und Vorträge auf mannigfaltigen Gebieten nicht entgehen.

Die heutige Mitgliederzahl ist auf 5120 Genossenschafterinnen angewachsen, d. h. auf 4220 der deutschen und 900 der welschen Schweiz. Dies gibt den Ansporn zu weiterer Entfaltung, zu weiterem Wirken und Schaffen. Welch ungeheure Arbeit hinter dieser Zahl von Mitgliedern steckt, läßt sich kaum ermessen. Die Arbeit von Fräulein Gröbli, Sekretärin des KFS. wird anerkannt und gebührend verdankt.

Nach Beendigung der Referate werden die Gründerinnen und Pionierinnen, die Frauen Ryser, Münch, Hüni, Flach, Leu, Fräulein Schießer und Frau Dr. Jäggi mit sinnvollen Gaben und Geschenken geehrt. Umrahmt wird die Feier mit prächtigen musikalischen Darbietungen von drei jungen Künstlern. Ein Mitglied zollt den Gründerinnen Dank und Anerkennung im Namen der ganzen genossenschaftlichen Frauenbewegung in hübschen Versen, die Freude machen.

Der Nachmittag galt der 22. Delegiertenversammlung des KFS. mit den üblichen Traktanden, die dank der gründlichen Vorarbeit rasch behandelt und genehmigt werden konnten. Jahresbericht und Jahresrechnung wurden verdankt und die Wahlen konnten zur Freude der Anwesenden als bestätigt ausgeführt werden. Die Festsetzung des Jahresbeitrages wird später bestimmt und als nächster Versammlungsort kommt eventuell Interlaken in Frage. L. Kü.



Lloyd C. Douglas: „Rauhe Laufbahn“, Roman. Titel der amerikanischen Originalausgabe „Disputed Passage“. deutsche Uebertragung von Hermynia Zur Mühlen (Diana-Verlag, Zürich 1947).

„Das Schiff ist mehr als die Bemannung“ (Kipling).

Der amerikanische Romancier Lloyd C. Douglas, dessen Erstling „Das Gewand des Erlösers“ durch seine klare überzeugende Geisteshaltung und die packende Darstellung nicht nur in Amerika, sondern weit darüber hinaus einen außerordentlichen Erfolg erlebte, braucht nicht mehr vorgestellt zu werden.

Sein neuer Roman „Rauhe Laufbahn“ vertritt in idealer Gesinnung, mit warmer Menschlichkeit und beschwingtem Humor die hohe Berufung des Arztes; die leidenschaftliche Hingabe an die medizinische, — in dieser vorliegenden Entwicklung, — chirurgische Wissenschaft.

Gleich zu Beginn (der zum Besten des Buches gehört) führt uns Douglas mit dramatischer Spannung in dieses geistige Duell zwischen dem genialen, aber charakterlich schwierigen, für seine schonungslose Grobheit bekannten Professor Forrester (Tubby) und seinem Studenten Auditorium im Hörsaal, das er zu unerbittlicher beruflicher Strenge aufruft. Furcht und Bewunderung erfaßt die Hörer. Nur einer scheint sich umschlossen und abseits zu verhalten: es ist der aus einer orthodoxen Familie stammende, jetzt heimatlose Student John Wesley Beaven, den der Professor hart und zynisch angreift; der sich hinfort zum gewissenhaften und begabtesten Chirurgen entwickelt; Forresters erster Assistent und treuster Jünger wird: „Tubby war eine Bestie. Jack haßte ihn. Im Laboratorium jedoch, wenn es sich um wichtige Prozesse handelte, war Tubby nicht der feierliche Professor und Jack nicht der unreife Gehilfe. Hier waren sie einander gleich und dienten in Demut demselben Herrn. Jede persönliche Sache, — ihre gegenseitige Abneigung, die Unverträglichkeit ihrer Charaktere, der ungeheure Unterschied zwischen Stellung, Alter und Erfahrung, — alles, worin sie verschieden waren, alles, was der eine am andern verachtete, wurde ignoriert, sobald der gemeinsame Herr an sie eine Forderung stellte. Alles andere wurde beiseite geschoben, — Platz der Wissenschaft! Es war ein erschütternder Gedanke... ihre persönliche Feindschaft verlieh ihrer Arbeit Würde; die Arbeit war wertvoller als sie selbst, das wußten beide.“— Psychologisch zum Bedeutsamsten des Romans gehört dieses gespannte und immer harmonischer und menschlicher sich gestaltende Verhältnis von Professor und Assistent. In die vorwiegend klinische Atmosphäre flicht Douglas eine feine und kluge, fast zu idealistisch gesehene Mädchengestalt ein, im übrigen müssen wir uns mit einigen überflüssigen Längen und etwas naiv anmutenden Kombinationen abfinden.

Alice Suzanne Albrecht

Ilja Ehrenburg: Wege Europas (Steinberg-Verlag Zürich, 1947).

Der bekannte russische Schriftsteller hat auf kleinem Raume sehr Vieles und Interessantes ausgesagt über die in der Nachkriegspolitik so oft genannten Balkanländer, über Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien (Serbien, Mazedonien, Albanien, Dalmatien, Slowenien), wie auch über die Tschechoslowakei. Es sind keineswegs beschauliche Berichte eines vielgereisten Reporters; ein heißer Atem weht spürbar in jeder Zeile: es ist der Agitator, der spricht und nirgends den Anwalt des Ostens verleugnet; der von den Verbrechen der Fascisten, von den unsäglichen Leiden der Völker und von ihren hohen Hoffnungen spricht. Man erfährt über Zu-

---

Die Eltern setzten ein bißchen lugg und wollten wissen, was er dazu sage, und warum er noch nicht gekommen sei, es ihnen anzusagen. Da mußte Bäbi bekennen, daß es ihm noch nichts gesagt, weil er seit einiger Zeit, es wisse nicht, warum, nicht gekommen sei. Nun gings wieder über Bäbi los, daß es so lange gewartet, bis sie in aller Leute Mäuler seien, und wenn die Alte nicht gewesen wäre, die wußte, daß es Stücki geben könnte, wenn man zu unerchannt mache, so hätte es der Alte fast totgeschlagen. Nun mußte Bäbi auf der Stelle fort, dem Burschen das Kind anzukünden. Es hielt dem Vater fast auf den Knien an, daß er es doch übernehmen und zuerst mit des Burschen Vater reden solle; aber der Alte wollte nicht. „Selber ta, selber ha!“ sagte er; das sei ihr Leben lang in ihrer Familie nicht der Brauch gewesen, daß der Alte d'King syg go akündte. Wenn es nicht mit dem Burschen zurückkomme, so lasse er es nicht lebendig aus den Fingern, gab er ihm als väterliche Herzstärkung mit auf den Weg.

Man kann denken, wie es Bäbi zumut war, und viel gemacht war es von ihm, da es wirklich hinging und mit dem Burschen zu reden suchte. Aber es ging den Weg wie den Todesweg, und er war es auch. Es lauerte dem Burschen auf, als er vom Essen herauskam, den Rossen über Nacht zu geben. Es sagte ihm, es sei öppis angers mit ihm, und er werde es wohl z'Kirche führen wollen.

Der Bursche war noch nicht von den Ausgespitzen, von den Altburschen einer, sondern von denen, welche oft Suppen auszuessen haben, welche andere eingebrockt. Er erschrak gewaltig, suchte Ausreden und fand keine, meinte, Bäbi werde sich wohl irren, werde nicht schwanger sein, es solle sich besinnen, ob es nicht einen andern wüßte. Er könne kaum glauben, daß es von ihm sei, es hätte noch andere mehr gehabt. Je zaghafter der Bursch redete, desto mehr Mut faßte Bäbi und wer weiß, ob es denselben nicht zuletzt noch überredet hätte, mit ihm zu den Eltern zu gehen, wenn nicht dessen Vater, der dem Gespräche hinten im Hausgange schon lange zugehört hatte, um die Ecke herumgekommen wäre und sich darein gemischt hätte. Der war ein Abgefeimter; er redete nur leisli, aber er zog die Mundwinkel gar bedenklich ein und zwitzerte mit den Augen wie ein Kauz am Tage.

„Was heyt er Guts mitenanger?“ fragte der Fuchs; es werd öppe nüt Apartigs sy, und Bäbi brauche da nit am Bysluft z'stoh, es soll i d'Stube ycheho, si werde öppe nüt Heimlichs mitenangere ha? Der Junge merkte, daß er am Alten eine Stütze hatte, und klagte, wie Bäbi ihm da unschuldig etwas anmute.

„Hest gmeint, Bäbeli,“ sagte er sanft, „du wellist üs fa wie d'Müs i re Falle? Lo du is ume rühyig! Lue, du bisch schwanger gsi, eh du heicho bisch; me weiß, was dihr fürn es Lebe gfürht heyt, wie dihr da umegheyt syt u wie eigelig dihr gsie syt, u wie der erst best gut gnu gsi isch. Nei, Bäbeli wenn nüt angers witt, so chast ume hey, u ih leu dyne Alte gute Abe wünsche, u si sölle de e schöne Trossel zwegmache u e neui Wagle, es dücht mih, du werdisch se bal bruche.“

(Fortsetzung folgt.)

Internationale Musikalische Festwochen in Luzern, 1947

The Rape of Lucrezia

Music by Benjamin Britten, Libretto by Ronald Duncan und Designer John Piper

Die „English Opera Group“, welche uns in mustergültiger Vollendung eine schweizerische Uraufführung von Brittens „Lucretia“ schenkte, dient lediglich kulturellen Zwecken, indem sie sowohl in der Heimat, als auf dem Kontinent sich für alte und neue englische Kunst einsetzt. Es ist Britten gelungen, für dieses Unternehmen eines künstlerisch hochstehenden „Wandertheaters“ einen Stil zu finden, der mit kleinem Orchester auskommt. Dabei ist es Britten weniger um eine musikalische Untermalung, oder gar Uebersteigerung der Handlung zu tun, als um die Entwicklung der Charaktere. Diese Entwicklung schafft seelische Vorgänge, innere Spannungen. Die Personen selbst verraten selten, was in ihnen vorgeht, wir erleben sie in ihren Beziehungen zu einander. Zwischen ihnen und uns vermittelt der „Chorus“, eine männliche und eine weibliche Stimme, welche erläuternd, betrachtend, ja sogar vorwegnehmend, und unterbrochen, vor allem aber mitfühlend die Schicksale der Personen begleiten. Dieser „Chorus“ ist nicht nur Rahmen, sondern gelegentlich sogar musikalisches Zentrum, und seine Eingriffe mindern etwa nicht, sie erhöhen die Spannung des Zuschauers. Schließlich kommt den beiden Chorusgestalten, die in zwei Umrahmungen seitlich der Bühne ihre Ruhe, Lung finden, und dann an Sibyllen- und Prophetenfiguren Michelangelos erinnnern, philosophische Bedeutung zu, denn ihre vergleichende Betrachtung gipfelt in der christlichen Auslegung, eines um Jahrhunderte früher spielenden Vorgangs, wodurch dem in der Tragödie offenbarten menschlichen Leiden, der Stachel genommen wird. Der Musikstil ist beredtestes Rezitativ, bei dem kein Wort verloren geht, oft nur vom Klavier begleitet, dann aber auch, wenn es der Sinn erfordert, aus dem bescheidenen Orchester äußerst realistische Klangfarben, Motive und Steigerungen herausholend! Aber auch der lyrische Fluß der Stimmen kommt zu seinem Recht. Ein Beispiel für viele: Wie herrlich verschmilzt sich der lichtvolle Gesang der Begleiterinnen Lucretiens mit der heiligen Morgenfrühe und den Schalen voll duftender Blumen, die auf Lucrezia warten, während wir wissen, daß im Inneren ihres Gemachs sich Lucrezia die keusche Gattin des Collatinus birgt, die dem entehrenden Ueberfall eines sinnlos Rasenden zum Opfer fiel. Was sie leidet, wie sie empfindet sehen wir, wenn sie die ihr als Morgengruß von ihren Gefährtinnen dargereichte weiße Blüte mit leidenschaftlichem Abscheu von sich weist, wie sie die Blume zerstört hat, zerstört sie dann sich selbst.

Um den vorzüglichen Darstellern und Darstellerinnen ihren prächtigen Stimmen, ihrer trefflichen Diktion gerecht zu werden, müßte man alle Namen nennen! Der männliche „Chorus“ Peter Pears ist uns schon von früher her bekannt. Britten, der die erste Lukrezia-Vorstellung persönlich leitete, wurde von dem internationalen Publikum, das das reizende Luzerner Stadttheater bis auf den letzten Platz füllte, und seinerseits den Raum mit erlesenen Toiletten schmückte sehr gefeiert. A. Roner.

stände und Stimmungen, über alte Kultur und junge Bestrebungen, zum Teil unsagbar primitive Verhältnisse zu sanieren, d. h. armseligen Völkern Kultur zu bringen. Manches liest sich, als habe der Verfasser als Propagandist heißblütige und geistvolle Vorträge gehalten mit dem Ziele, diese Länder der Sowjetunion zu verbünden (daß z. B. auch noch andere Armeen als die rote Armee beteiligt waren am Sturz des Hitlerregimes, ist nicht ersichtlich). So gibt dies Buch sehr wesentliche Einblicke in die Zustände weiter Ostgebiete, die, wenn auch einseitig, und, wie es der knappe Raum nicht anders gestattet, eher feuilletonistisch gehalten, weit mehr aussage als das, was die Tagespresse uns zu vermitteln vermag. E. B.

Aldous Huxley: „Wissenschaft, Freiheit und Frieden". Titel der englischen Originalausgabe: Science, Liberty and Peace übersetzt von Herbert E. Herlitschka (Steinberg-Verlag, Zürich 1947).

„Die Feder und die Stimme sind mindestens ebenso mächtig wie das Schwert, denn das Schwert wird in Befolgung des gesprochenen oder geschriebenen Wortes geschwungen."

„Wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts dagegen glauben, daß wir ungestraft vermessen sein dürfen." (Aldous Huxley.)

Der geistreiche und mit Recht an Voltaire's und Swifts Geist gemahnende englische Schriftsteller Aldous Huxley geht in seiner neuen Schrift „Wissenschaft, Freiheit und Frieden" vom Wort Tolstoi's aus: daß sich in einer schlechten Gesellschaftsordnung die bezwingende Uebermacht Weniger auf Viele verheerend auswirken muß, — um es nach 50 Jahren auf unsere Zeit anzuwenden. Wissenschaft und Technik halfen zur Ausrüstung modernster Angriffs- und Verteidigungsmittel; halfen unvermeidlich zu Aufrüstung, Militarismus, Krieg, die freilich die Arbeitslosigkeit zu bannen vermochten. Gegen das Gelüst der Macht, das keine Grenzen mehr zu kennen scheint, gibt es nur den Panzer der Heiligkeit, das heißt aber in praktischer Ausführung: Einschränkung und Maßhaltung dieser Macht: Dezentralisierung und Entinstitutionalisierung. So führt uns Huxley zu der Frage: inwiefern ist eine Abschaffung des Krieges und eine Annäherung zur Freiheit möglich? dessen einzelne, nicht absolut neue Gedankengänge hier nicht im Besondern erörtert werden können, wobei Huxley trotz skeptischer Einstellung an die ethische Verantwortung der maßgebenden Techniker und Wissenschafter appelliert, die ihre Leistung in einer Gemeinsamkeit „gegen die zerstörerischen Mächte der Welt" zu verwenden haben.

Alice Suzanne Albrecht

„Büchergilde"

Eine Reihe interessanter Beiträge enthält die August-Nummer der Monatsschrift der Büchergilde Gutenberg. So versucht Charly Clerc in seinem Aufsatz „Worin sah Ramuz seine Aufgabe?" das Schaffen des verstorbenen Dichters dem Leser nahe zu bringen. — „Das europäische Alpinum" ist die Ueberschrift, die Herbert Lüthy seiner Betrachtung über die Eigenart unseres Landes gibt. — Unter der kundigen Führung von Walter Utzinger machen wir einen Gang durch die Schaffhauser Ausstellung „Meisterwerke altdeutscher Malerei" wobei eine Anzahl guter Reproduktionen seine Ausführungen illustrieren. — „Alle großen Dinge sind einfach — auch die großen Gedanken." Mit diesen Worten leitet Hugo Kramer seinen Aufsatz „Der freie Bund" ein, in welchem er den Grundgedanken der Föderation und der Gemeinschaft in der Freiheit erörtert. — Neben den erwähnten Aufsätzen und Betrachtungen enthält die vorliegende Nummer eine Kurzerzählung von Oscar Wilde; von Paul A. Brenner Gedanken zu Edwin Ramseyers neuem Gildenbuch „Der gelbe Streifen" und vom Autor selbst einen heiteren Lebensabriß. —

Probenummern der Zeitschrift können von Interessenten jederzeit durch die Büchergilde Gutenberg, Morgartenstraße 2, Zürich, bezogen werden. L.

Redaktion
Frau El. Studer v. Gonmoëns, St. Georgenstr. 63, Winterthur, Tel. 2 66 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Besser waschen mit
PERSIL
P04651

Wäsche nach Gewicht
das einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung Ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

Daheim Bern Zeughausgasse 13
Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 2 49 29

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

J. Leuter
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

zum Kochen
Backen
Würzen
Braten
die guten
Helvetia Produkte
NOVO-Puddingpulver
mit Vitamin B1 u. C
60 Rp. per Beutel

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs

KUNSTMUSEUM
WINTERTHUR
GROSSE MALER DES
19. JAHRHUNDERTS AUS DEN
MÜNCHNER MUSEEN
17. AUG. — 16. NOV. 1947
GEÖFFNET:
10 — 12.30 UND 14 — 17
MONTAGVORMITTAG
GESCHLOSSEN

Bei fettheiklen Speisen
wie Spiegeleier oder Rösti, zeigt sich ganz eindeutig die feine, auserlesene Qualität unseres Speisefettes
KASPAR-GOLD
mit 10 % eingesottener Butter
Dosen à ½ Kilo Fr. 4.15 per Kilo
Dosen à 1 Kilo Fr. 4.05 per Kilo
Offen, in Eimern à 4, 9 und 25 Kilo
Fr. 3.80 per Kilo
Zu beziehen bei:
HANS KASPAR A. G., Zürich 3
(Besitzerin: Frau E. Kaspar-Feller)
Speisefett- und Margarine-Fabrik
Telefon (051) 33 11 22 - Ipsophon (051) 33 11 27

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr.: Fiad & Burkhardt A.-G. Zürich-Oerlikon

obi Raisin
Ein Traubensaft von besonderer Klasse
OBSTVERWERTUNGSGENOSSENSCHAFT
BISCHOFSZELL

MEYER-BUCK
Zürich, Schifflände-Kirchgasse
Porzellan
Kristall
Keramik

CB
Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

Verkaufs-Läden
Aarau, Aarburg, Altstätten, Appenzell, Baden, Balsthal, Basel, Bellinzona, Bern, Biel, Binningen, Brugg, Buchs, Burgdorf, Chur, Delémont, Dietikon, Frauenfeld, Fribourg, Glarus, Grenchen, Herisau, Horgen, Kreuzlingen, La Chaux-de-Fonds, Langenthal, Langnau, Laufen, Lausanne, Liestal, Locarno, Lugano, Luzern, Meilen, Moutier, Neuchâtel, Neuhausen, Olten, Porrentruy, Rorschach, Schaffhausen, Sissach, Solothurn, St. Gallen, Thalwil, Thun, Tramelan, Uster Wädenswil, Wettingen, Wil, Winterthur, Wohlen, Zofingen, Zug, Zürich (24 Stadtfilialen)

Freitag, 22. August 1947
MIGROS
«Die Zeitung in der Zeitung»

Migros-Liebesgaben-Versand

Offenbar ist mit der Aufnahme des Liebesgabenversandes durch die Migros ein grosses Bedürfnis befriedigt worden. Sind doch in den wenigen Tagen mehr als 9000 Gutscheine gekauft worden. Besonders für das gute Oel, das bei dem schweren Fettmangel in den notleidenden Ländern hochwillkommen ist, besteht gewaltiges Interesse. Unsere 6000 Kannen zu 5 Liter sind **ausverkauft**; wir können aber noch mehr Oel zur Verfügung stellen, doch müssen wir zuerst von Bern die Bewilligung für die Ausfuhr der gebrauchten Blechkanister erhalten. Sobald diese Bewilligung eintrifft, werden wir das Oel wieder ausschreiben, allerdings unter Beschränkung auf unsere Genossenschafter, solange nicht ausreichende Mengen verfügbar sind.

Kaffee ist vorläufig noch zu haben, und zwar handelt es sich hier um eine ausgezeichnete Qualität Rohkaffee, würdig der Migros-Tradition. Denken Sie daran, wenn Sie Ihre Liebesgabe senden wollen, denn der Empfänger kann solchen unverfälschten, haltbaren prima Kaffee viel eher nach Wunsch gegen andere wertvolle Nahrungsmittel tauschen, als undefinierbare Kaffee-Gemische. Das gleiche gilt von den **Erdnüssli**, die als Nährwert infolge des hohen Fettgehaltes sehr ausgiebig sind; wer das Salz daran nicht liebt, kann es leicht abreiben.

Als neuesten Trumpf haben wir den vielbegehrten Zucker anzubieten, der in den Kriegsländern als Ware Nr. 1 gilt, gegen die im Austausch sozusagen alles erhältlich ist. Mit Zucker machen Sie dem Beschenkten die grösste Freude. Und endlich können Sie es zu einem vernünftigen Preis tun, trotz der immer noch gewaltigen Transport-, Versicherungs- und Verpackungsspesen. Die Spedition der Zuckerpakete kann erst in ca. 10 Tagen beginnen.

2 Kilo netto in Dosen la Rohkaffee	Fr. 12.—
72 Dosen gesalzene Erdnüssli (16,2 kg)	Fr. 32.—
5 Kilo la Würfelzucker, solid verpackt	Fr. 10.25

Vergessen Sie nicht, dass neben dem leiblichen auch der geistige Hunger sehr weh tut. Mit einem **Geschenkabonnement auf die Tat** (½ Jahr Fr. 25.—) bereiten Sie Ihren Freunden im Ausland eine grosse, jeden Tag erneuerte Freude; eine Freude, die durch Weitergabe des Blattes von Hand zu Hand noch auf Dutzende Menschen erstreckt wird.

Gutscheine und Prospekte in allen Migros-Filialen erhältlich (für Zucker ab Dienstag, 19. August 1947). Die Ausgabe ist bei allen Läden und Verkaufswagen beschränkt. **Wir bitten höflich, keine Einzahlungen auf Postcheck vorzunehmen.**

Ihre ganze Seifenration können Sie nun für folgende Artikel verwenden:

Ohä, das selbsttätige Waschmittel mit der neuen praktischen Packung	90 Einheiten	Paket 450 g		**-.75**
Kernseife, weiß	200 Einheiten	Stück 400 g		**-.90**
Olivenölseife	200 Einheiten	Stück 400 g		**-.90**
Haushaltseife	200 Einheiten	Stück 400 g		**-.65**

Unsere vorzügliche
Toilettenseife
aber ist **punktfrei** und dazu noch billig. Friedensqualität, gut schäumend u. reinigend. Sie schwimmt.
Stück -.50